

THOMAS HERZSPRUNG



DER

BEHANDLER

THRILLER

EMO
Media

Thomas Herzprung

Der Behandler

Thriller

Copyright © 2020
Emo Media Verlag GmbH, Kuppenheim
www.emo-media.de

ISBN eBook 978-3-96032-060-9
ISBN Print 978-3-96032-061-6
Cover erstellt unter Verwendung von:
© LightField Studios / shutterstock
© Pixler / Adobe Stock

Das Model auf dem Coverfoto steht in keinem
Zusammenhang mit dem Inhalt des Buches.
Sämtliche Personen, Orte und Begebenheiten
sind frei erfunden, Ähnlichkeiten rein zufällig

*Für alle, die in die Tiefe,
an einen dunklen Ort gezogen werden:
Möget ihr nie vergessen,
dass ihr selbst ein Stern seid.*

Kapitel 1

Das Wasser am Grund des Brunnenschachts stank nach Fäulnis und Verwesung. Darunter mischte sich der kupferne Geruch nach frischem Blut. Ihrem Blut.

Ironischerweise hatte Ashwa sich ihre Kopfverletzung nicht beim Sturz in den drei oder vier Meter tiefen Schacht zugezogen, sondern war mit der Stirn gegen die Brunnenwand geknallt, als sie in ihrer Panik beim Aufstehen das Gleichgewicht verloren hatte.

Sie musste zusehen, dass sie schleunigst aus dem Wasser kam. Zwar reichte es ihr nur bis zur Hüfte, doch wer wusste schon, wie viele Mäuse und Frösche hier unten bereits verendet waren?

Da das Mondlicht kaum bis auf den Grund drang, konnte Ashwa, egal wie sehr sie sich bemühte, nichts erkennen, aber nun meinte sie, neben sich etwas gesehen zu haben.

Das Glühen zweier Augen.

War das ein Tier, das auf sie zuschwamm?

Wieder kroch die Panik in ihr hoch, denn mit einem Mal glaubte sie, mit Bestimmtheit vorhersehen zu können, was geschehen würde. Mit letzter Kraft würde eine Ratte, die in den Brunnen gefallen war und seit Stunden aufgeregt umherschwamm, an ihr hochspringen und sich an ihr festkrallen, vielleicht sogar in sie verbeißen, in der Hoffnung, mit ihr wieder nach oben zu gelangen.

Ashwa wagte nicht, sich zu bewegen, wagte kaum zu atmen, als etwas ihre Finger streifte. Sie stieß einen spitzen Schrei aus, schüttelte die Hand, worauf ihr brackiges Wasser ins Gesicht spritzte und über die Wangen und den Hals lief. Was immer sie berührt hatte, sie konnte es nicht entdecken, dafür klebte halb verfaultes Laub an ihren Fingern.

Ungläubig schaute sie nach oben.

»Bitte holt mich raus.« Ihre sonst so tiefe Stimme, von der ihre Mutter immer sagte, sie ließe eher an eine Kette rauchende Alte als an eine achtzehnjährige Schülerin denken, quiekte.

Marc und ein paar Jungs und Mädchen aus seiner Clique sahen auf sie hinab.

»Na, wie gefällt es dir da unten, Paki-Fotze?«, fragte Marc, worauf die anderen zu lachen anfangen. Duck, der eigentlich Fabian hieß, hob seine Bierdose und stieß sie mit einem dumpfen Klacken gegen Marcs.

Ashwa war auf Marc hereingefallen, und die Erkenntnis traf sie wie ein Schlag.

Wie hatte sie nur ihren gesunden Menschenverstand abstellen und sich zu Gefühlsduseleien hinreißen lassen können? Marc war attraktiv – groß, breitschultrig, Grübchen im Kinn, dazu dieser Welpenblick, bei dem die Mädchen reihenweise weiche Knie bekamen –, doch Ashwa hatte angenommen, nicht anfällig für seinen Charme zu sein.

Sie hatte sich geirrt. Die Immunität hatte nur so lange Bestand gehabt, wie er sie ignoriert hatte.

Antonia-Sophie, die neben Marc stand, schaltete ihre Handytaschenlampe ein und ließ den Schein auf Ashwa fallen. »Jetzt fängt sie an zu heulen«, rief sie.

Marc lachte hämisch, worauf Ashwa rasch den Kopf senkte. Ihr Gesicht brannte vor Scham.

Verdammt, Ashwa, du bist so blöd! So blöd!

Vor ein paar Wochen, am Beginn der Abiturprüfungen, hatte Marc aus heiterem Himmel begonnen, mit ihr zu sprechen, statt sie zu drangsalieren. Anfangs war sie misstrauisch gewesen – da hatte ihr Verstand noch gearbeitet –, doch nach dem Mündlichen hatten ihre Schutzschilde versagt. Marc hatte ihr tief in die Augen gesehen, ihr seine Handynummer zugesteckt und sie auf diese Feier in den Stadtwald eingeladen. Die ganze Woche waren Schmetterlinge in ihrem Bauch umhergeflogen, und sie hatte sich gefragt, warum er ausgerechnet mit ihr auf diese Party gehen wollte.

Jetzt kannte sie den Grund.

Nicht, weil er sie näher kennenlernen wollte, sondern weil ...

Weil er mich hasst.

Dabei hatte der Abend so gut angefangen. Marc hatte sie von zu Hause abgeholt und hierher gefahren. Auf dem Parkplatz hatten sie Bier getrunken, dann hatte er sie zu einem Waldspaziergang überredet. Einem Spaziergang, der für sie in einem Brunnenschacht geendet hatte.

»Warum helfst ihr mir nicht?« Ashwa schlug sich die Hände vors Gesicht, denn inzwischen liefen die Tränen ungehindert und mischten sich mit ihrem Blut.

»Warum helfst ihr mir nicht?«, äffte Marc sie nach.

Ashwa hörte, wie er die Nase hochzog. Im nächsten Moment traf sie sein Rotz. Durch die geschlossenen Lider sah sie, wie das Licht von Antonia-Sophies Handy über ihr Gesicht tanzte. Celina – von ihr konnte Ashwa keine Hilfe erwarten; sie konnten sich nicht ausstehen – kicherte.

Ashwa fragte sich, ob es Zufall, einfach Pech gewesen war, dass sie in den Brunnen gefallen war. Oder hatte Marc sie bewusst hierhergelockt, um sich einen Spaß mit ihr zu erlauben?

Sie hatte keine Ahnung, ihre Gedanken überschlugen sich. Warum sicherte kein Schutzgitter den Schacht? Und weshalb war das Loch von Ästen und Blättern verdeckt gewesen?

»Marc?«, hörte sie eine helle Stimme rufen. »Wo steckst du? Wo kommen die komischen Typen her? Ich dachte, es wird nur eine kleine Abschlussparty, und jetzt ist der halbe Wald voll mit Leuten, die ich nicht kenne.«

Ashwa erkannte die Stimme als die von Mia und schöpfte Hoffnung. Zwar waren Mia und sie nicht befreundet, doch bislang hatte Mia sich ihr gegenüber immer fair verhalten.

Ashwa nahm die Hände vom Gesicht und blickte nach oben. »Mia, hilf mir, ich bin hier unten«, rief sie.

Plötzlich wurde Marc unruhig. »Halt die Schnauze«, zischte er, was Ashwa nur dazu veranlasste, lauter zu rufen.

»Mia! Ich bin im Brunnen!«

Einen Moment später tauchte Mia auf. Sie schob Ole, den wortkargen Norddeutschen mit der Baseballkappe, der erst vor zwei Jahren mit seiner Mutter nach Frankfurt gezogen war, zur Seite. Dann trat sie so dicht an den Rand des Brunnens, dass Ashwa die Spitzen ihrer Doc Martens erkennen konnte. Mia ging in die Knie und blickte skeptisch zu ihr hinunter, wobei sie ihre mit blauen Strähnen durchzogenen Haare hinters Ohr strich.

Absurderweise fiel Ashwa das leichte Sommerkleid auf, das Mia trug und das ihre elfenhafte Figur betonte.

Ein solches Kleid könnte ich nie anziehen. Dazu sind meine Beine viel zu fett, ging es ihr durch den Kopf.

»Was ist denn hier los?«, fragte Mia. »Himmel, Ashwa, bist du das? Wie bist du da unten hingekommen? Bist du verletzt?«

So viele Fragen. Ashwa wusste nicht, womit sie anfangen sollte. Schließlich entfuhr ihr ein Schluchzen der Erleichterung.

Unvermittelt legte Marc einen Arm um Mia und zog sie ein Stück vom Rand des Brunnens weg. »Gut, dass du kommst. Irgendwer hat das Gitter vom Brunnen abmontiert, und Ashwa ist hineingestürzt. Sie hat sich den Kopf gestoßen, aber sonst scheint sie okay zu sein. Hast du ein Seil im Auto? Wenn wir sie da wieder rausholen wollen, brauchen wir eins.«

Ashwa erstarrte, als sie sah, wie Mia sich in Marcs Umarmung fallen ließ und sich wie selbstverständlich an seine Brust schmiegte.

Bis gerade eben hatte Ashwa nicht gewusst, dass die beiden etwas miteinander hatten, doch bei genauerer Betrachtung wunderte es sie nicht. Die selbstbewusste kleine Mia mit der großen Klappe passte so viel besser zu dem sportlichen Marc als sie selbst, die fette *Paki-Fotze*.

Erneut stiegen Tränen in ihr auf; ärgerlich wischte sie sie weg. Sie würde diesem Arschloch nicht hinterherweinen. Doch zu sehen, wie Marc auch noch den anderen Arm um Mia legte, tat beinahe mehr weh als der Sturz.

»Das ist lebensgefährlich«, sagte Mia. »Welcher Penner hat das Sicherungsgitter abgeschraubt? Wir sollten der Polizei Bescheid geben.«

»Bist du bescheuert?«, sagte Marc. »Wir können nicht die Bullen rufen. Wenn die von der Party Wind bekommen, haben wir einen Haufen Ärger an der Backe. Es herrscht akute Waldbrandgefahr, schon vergessen? Das kann richtig teuer werden. Also, was ist jetzt, hast du ein Seil? Vielleicht ein Abschleppseil?« Er schob Mia vom Brunnen weg, sodass Ashwa die Antwort nicht verstehen konnte.

Nachdem Marc mit Mia verschwunden war, dauerte es nicht lang, bis die anderen das Interesse verloren und ihnen folgten.

Ashwa unterdrückte einen Schluchzer und blickte sich im Brunnen um. Zunächst schwamm alles vor ihren Augen, doch dann riss sie sich zusammen und bemerkte einen aus der Brunnenwand hervorstehenden Stein. Wenn sie sich auf die Zehenspitzen stellte, konnte sie ihn mit Sicherheit erreichen. Vielleicht, ganz vielleicht, würde sie es schaffen, aus eigener Kraft zu entkommen.

Sie streckte sich, packte den Stein und zog sich hoch.

Sofort begannen ihre Arme zu brennen.

Du bist einfach zu fett.

Ihre Füße suchten nach Halt und fanden einen kleinen Vorsprung, worauf das Brennen in den Oberarmen etwas nachließ. Der Brunnen war alt; im Laufe der Jahrzehnte hatten sich die Wände verschoben, sodass an einigen Stellen breite Risse zwischen den Fugen entstanden waren. Sie musste sich nur Stück für Stück nach oben ziehen. Das konnte hinlängen.

Vorsichtig löste sie eine Hand vom Stein und tastete nach weiteren Unebenheiten über sich. Als sie eine schmale Spalte entdeckte, grub sie die Fingerspitzen hinein, doch im nächsten Augenblick rutschte ihr Fuß ab, und sie verlor den Halt. Ein heller Schmerz durchzuckte sie, als der Nagel ihres Mittelfingers abriss.

Ashwa fiel zurück ins Wasser.

Sofort sprang sie wieder auf und ermahnte sich, ruhig zu bleiben. Doch als sie auf das rohe Fleisch an ihrer Hand blickte, wo eben noch ein Fingernagel gewesen war, drohte die Panik sie zu überwältigen. Wild schüttelte sie ihre Hand und watete durchs Wasser, wobei sie kehlige Laute wie ein verwundetes Tier von sich gab.

Plötzlich rieselten Erde und Steinchen auf sie herab. Sie schaute auf und erblickte eine einzelne Gestalt, deren Silhouette vor dem Mondlicht wie ein Scherenschnitt wirkte.

»Marc?«, fragte Ashwa und kniff die Augen zusammen, um besser sehen zu können.

Die Gestalt trug einen schwarzen Hoodie und eine Basecap, die sie tief ins Gesicht gezogen hatte.

»Ole? Bist du das?«

Keine Antwort.

»Bitte, hol mich raus«, flehte sie.

Die Gestalt trat dichter an den Brunnen, so dicht, dass ein Teil ihrer Sohlen über den Rand ragte. Wäre es heller gewesen, hätte Ashwa das Profil der Schuhe erkennen können. Vielleicht wäre ihr das Blut aufgefallen, das in den Zwischenräumen klebte; vielleicht aber auch nicht, denn es war zu einer dunklen Masse geronnen, die man selbst bei Tageslicht leicht für Straßenschmutz hätte halten können.

»Keine Sorge«, sagte die Gestalt, deren Stimme ihr bekannt vorkam. »Niemand wird dir jemals wieder Leid zufügen. Ich helfe dir.«

Kapitel 2

Die dünnen grauen Haare von Falk Bachmanns Vater standen wild nach allen Seiten ab. Seine wächserne Haut wirkte im Mondlicht, das durch einen Spalt zwischen den Vorhängen ins Zimmer fiel, noch fahler als bei Tag.

»Was willst du hier?«, fragte der Alte. Da das Kopfteil des Bettes, eines dieser monströsen Pflegeheimbetten mit Galgen und Haltegriff, hochgefahren war, musste sein Vater sich nicht aufsetzen, um Falk anzufunkeln. »Es ist mitten in der Nacht. Verschwinde, oder ich rufe eine der Pflegerinnen. Die machen dir Feuer unterm Arsch.«

Falk verdrehte die Augen, was einen ersten Anflug von Kopfschmerzen aufziehen ließ. »Erspar mir dein Gezeter«, sagte er und blickte sich um. Neben dem Bett, einer Anrichte und einem Nachtschrank mit ausklappbarem Tisch befanden sich nur noch ein paar alte Möbel seines Vaters in dem heruntergewohnten Zimmer. Es war verdammt trostlos.

Residenz am Huthpark schimpfte sich das Seniorenheim, in dem sein Vater seit einiger Zeit lebte, dabei hatte der dreigeschossige Kasten im Frankfurter Osten nichts mit einem herrschaftlichen Anwesen gemein, sah man von den gepfefferten Preisen einmal ab.

Verdammt, der Alte sieht mehr tot als lebendig aus, schoss es Falk durch den Kopf. Dabei hätte er längst an den Anblick gewöhnt sein müssen. Seit Monaten baute sein Vater ab, und seit mindestens genauso langer Zeit hatte er das Bett nicht mehr verlassen. Trotzdem weigerte sich der Drecksack, endlich abzukratzen.

Was tue ich überhaupt hier? Und wie spät ist es?, überlegte Falk. *Vier Uhr? Nein, eher fünf.* Er blickte auf seine Armbanduhr, doch im Dunkeln konnte er die Zeiger

nicht erkennen. In letzter Zeit machten ihm seine Augen sogar im Hellen manchmal Schwierigkeiten, trotzdem ging er nicht zum Optiker. Mit seinen dreiundvierzig Jahren fühlte er sich für eine Lesebrille noch zu jung.

»Was ist mit ihr passiert?«, stellte Falk die Frage, die er seinem Vater seit nunmehr sechsundzwanzig Jahren stellte, ohne je eine Antwort bekommen zu haben. Seine Stimme klang kratzig, die Zunge fühlte sich pelzig an, und der dumpfe Schmerz in seinem Kopf begann in ein Hämmern überzugehen. Die ersten Nachwehen des zurückliegenden Wochenendes. Doch noch zirkulierte genügend Wodka in seinen Adern, um dem Kater Einhalt zu gebieten, und der Alkohol war es auch gewesen, der ihn auf die abstruse Idee gebracht hatte, mitten in der Nacht ins Pflegeheim einzubrechen, um seinem Vater im Halbschlaf eine Antwort auf die Frage nach dem Verbleib seiner Mutter abzurufen.

»Bist du deshalb hergekommen?«, fauchte der Alte. Sein hagerer Körper bebte unter dem viel zu weiten Pyjamaoberteil, dessen dunkles Blau in starkem Kontrast zu den weißen Brusthaaren stand, die aus dem Kragen quollen. Obwohl er ausgemergelt bis auf die Knochen war und nichts mehr mit dem bulligen Hünen gemein hatte, den Falk und sein Bruder in ihrer Kindheit fürchten gelernt hatten, war seine Stimme noch erstaunlich kräftig: »Wann hörst du endlich mit den alten Geschichten auf? Deine Mutter, diese Schlampe, ist abgehauen. Ich weiß nicht, wo sie hin ist, und es geht mir auch an meinem faltigen Arsch vorbei.« Ein Husten rasselte in seiner Brust, und er griff nach dem Glas auf dem Nachttisch, doch es war leer. »Hol mir Wasser«, keuchte er.

»Ich glaube dir nicht«, erwiderte Falk und senkte die Stimme, als ihm bewusst wurde, dass der Wodka ihn hatte lauter werden lassen. »Sie ist nicht einfach weg.« Er versuchte, sich zusammenzureißen – warum betrank er sich eigentlich, wenn er den Kontrollverlust hasste? – und fuhr fort: »Was ist damals passiert? Was hast du mit ihr gemacht? Sag es endlich. Du hast doch nichts mehr zu verlieren.«

»Verpiss dich.« Die Worte seines Vaters verloren sich in einem neuerlichen Hustenanfall, und bevor Falk dazu kam, etwas zu erwidern, öffnete sich die Tür. Das Deckenlicht ging an.

»Was ist denn hier los?« Die Pflegerin, die auf ihn zutrat, warf ihm einen irritierten Blick zu und baute sich zu ihrer Komm-mir-nicht-blöd-Größe von einem Meter siebzig auf, womit sie ihm bis an die Brust reichte. »Was tun Sie hier? Wer sind Sie?«

»Falk Bachmann, ich bin der Sohn«, stellte er sich über den bellenden Husten seines Vaters hinweg vor.

Der Pferdeschwanz, zu dem die Pflegerin ihre blonden, mit blauen Strähnen durchzogenen Haare zusammengefasst hatte, wippte, während sie sich von Falk abwandte. Rasch nahm sie das leere Glas vom Nachtschrank, trat an den alten Küchentisch, an dem Falk und sein jüngerer Bruder Lars mit ihrem Vater nach dem Verschwinden ihrer Mutter schweigend die Mahlzeiten eingenommen hatten, und schenkte Wasser aus der darauf stehenden Flasche ein.

Obwohl Falk sie auf mindestens zehn Jahre älter als seine Tochter schätzte – Anfang dreißig, mutmaßte sein wodkavernebelter Verstand –, erinnerte sie ihn mit ihren gefärbten Haaren und der mädchenhaften Figur trotzdem an Mia. Fasziniert wanderte sein Blick von den in Grautönen gehaltenen Tattoos, die ihren gesamten rechten Arm bedeckten, zumindest soweit man das unter ihrem kurzärmeligen Kittel beurteilen konnte, zu den weißen Doc Martens an ihren Füßen. Er kannte die Marke, schließlich hatte er an einem der letzten Besuchswochenenden seiner Tochter knapp zweihundert Euro für ein ähnliches Paar mit gelber Naht berappen müssen.

»Und wie sind Sie hier reingekommen? Es ist fünf Uhr in der Früh. Vielleicht sollte ich die Bullen rufen«, sagte sie. Dann hielt sie seinem Vater das Wasserglas an den Mund, und der Husten des Alten verstummte.

Augenblicklich fühlte Falk sich mies; wie der misstratene Sohn, der seinen Vater verdursten ließ.

Scheiße, wie er dieses Gefühl hasste. Doch mehr noch hasste er es, sich seinem Vater gegenüber schuldig zu fühlen. Der Alte hatte es nicht verdient, bemitleidet zu werden.

»Nicht nötig«, entgegnete er, als er den abwartenden Blick der Pflegerin wahrnahm. »Ich bin Bulle.«

»Na klar, und ich geh als Gitarristin mit *Bon Jovi* auf Tour.« Sie betrachtete ihn mit einer hochgezogenen Augenbraue, worauf er ihr seinen Dienstausweis entgegenhielt.

Sie warf einen flüchtigen Blick darauf. »Landeskriminalamt. Dann hoffe ich für Sie, dass Sie nicht im Dienst sind, Herr Hauptkommissar. Um betrunken zu werden, reicht es, Ihre Ausdünstungen einzuatmen.« Sie zwinkerte ihm zu, ein Funkeln in den Augen, von denen er auf die Entfernung nicht sagen konnte, ob sie blau oder eher grau waren, und stellte das Wasserglas zurück auf den Nachttisch. Dann fasste sie seinen Vater mit geübtem Griff an den Schultern, zog ihn vor und schob ihm das Kissen tiefer in den Rücken. »Anstrengendes Wochenende gehabt?«, fragte sie Falk.

»Wie man es nimmt«, gab er ausweichend zurück, denn er konnte sich nur noch verschwommen an die zurückliegenden Tage erinnern. Alles, was er noch wusste, war, dass er sich am Freitag um die Mittagszeit mit einem Informanten zu einem Essen in Frankfurt-Bockenheim getroffen hatte und sie sich eine Flasche Wein geteilt hatten. Anschließend war er nicht zurück ins Präsidium nach Wiesbaden gefahren, sondern hatte sich auf eine Kneipentour begeben, die darin geendet hatte, dass er sich jetzt, Montagmorgen, im Zimmer seines Vaters wiederfand. Alles Weitere? Filmriss. Dabei trank Falk normalerweise nicht. Er konnte monatelang trocken bleiben. Doch wenn die Unruhe kam, half nur, sie zu ertränken.

»Schaffen Sie den versoffenen Kerl raus«, rief sein Vater der Pflegerin zu. »Ich will meine Ruhe, und Sie will ich auch nicht mehr sehen. Schicken Sie mir das nächste Mal

die Kleine mit dem schnuckeligen Arsch und den dicken Titten.«

»Wird gemacht, Mr B.«, antwortete die Frau augenzwinkernd. »Arsch und Titten, ist notiert.« Im Gehen fasste sie Falk am Arm und zog ihn mit sich aus dem Zimmer.

Er registrierte das gute Gefühl, ihre Hand auf seinem Unterarm zu spüren. Wie lange war es her, dass eine Frau ihn berührt hatte?

»Okay, *Bulle*, verraten Sie mir jetzt, wie Sie hier unangemeldet reingekommen sind?«, fragte sie, nachdem sie in den langen, schmalen Flur getreten waren. »Was wollten Sie um diese Zeit von Ihrem Vater?«

Seine Kopfschmerzen wurden schlimmer. Er fuhr sich mit den Händen über das Gesicht, vergrub die Finger in den Haaren. »Es tut mir leid. Es war sicher nicht meine beste Idee, mitten in der Nacht hier aufzukreuzen«, sagte er ausweichend. »In den kommenden Wochen werde ich keine Zeit finden, meinen Vater zu besuchen, daher hielt ich es für das Beste, heute noch einmal kurz vorbeizuschauen und hallo zu sagen. Ich will nicht, dass er sich Sorgen macht.«

Man musste kein Profiler beim LKA sein, um zu erkennen, dass sie ihm die Lüge nicht abkaufte.

»Wie Sie meinen«, sagte sie. Beiläufig zog sie eine Packung Lucky Strike aus ihrer Kitteltasche, klopfte eine Zigarette heraus und hielt ihm die Schachtel hin. »Auch eine?«

Eigentlich rauchte Falk nicht. Genauso wenig, wie er trank.

Er nickte, nahm die Zigarette, legte aber die Stirn in Falten. Wollte sie sich allen Ernstes auf dem Flur eine anstecken?

Wie es aussah, las sie ihm seine Gedanken vom Gesicht ab, denn sie grinste. »Das Schwesternzimmer hat einen Balkon.« Sie griff sich an den Kopf. »Ich sage noch immer Schwesternzimmer, dabei heißt es offiziell *Dienstzimmer des Wohnbereichs*, doch das will einfach nicht in meinen

Schädel. Ich arbeite erst seit ein paar Wochen hier, eigentlich bin ich Krankenschwester.«

Falk hörte nur mit halbem Ohr zu. Im Gehen fischte er sein Handy aus der Jeans und versuchte, es einzuschalten, aber der Bildschirm blieb schwarz. Der Akku hatte sich verabschiedet.

»Sie haben nicht zufällig ein Aufladegerät für das Teil hier?« Er hielt das Smartphone hoch.

Sie betrachtete das Modell. »Ich glaube, mein Kabel sollte passen, aber das werden wir gleich sehen.« Ihre Stiefel polterten über den grauen PVC-Boden – ihre Art zu gehen glich der eines Bauarbeiters –, während sie die Theke der Anmeldung umrundete und im dahinterliegenden Raum verschwand.

Als Falk ihr folgte, stach ihm das Neonlicht der Deckenlampe wie Nadeln in die Augen und bohrte sich auf direktem Weg in sein Gehirn. Ihm entfuhr ein Stöhnen. Und dann noch eines; in dem verfluchten Zimmer konnte man sich kaum bewegen.

»Willst du was gegen deine Kopfschmerzen? Oh, entschuldige, jetzt bin ich ins Du verfallen.« Sie lachte auf – ein schönes Lachen, tief und ehrlich –, dann streckte sie ihm die Hand entgegen. »Ich bin Zoe.«

»Falk.« Er schlug ein.

»Freut mich, Falk.« Zoe trat an den Schrank, kramte in einer Schublade und förderte schließlich ein dunkelbraunes Glasfläschchen zu Tage, aus dem sie einige Tropfen in einen kleinen Plastikbecher fallen ließ. Anschließend hielt sie ihn unter den Hahn und gab etwas Wasser dazu. »Trink das«, sagte sie.

Ohne lange zu überlegen, kippte er die Flüssigkeit hinunter, kniff die Augen zusammen und schüttelte den Kopf. Als er wieder aufsaß, hielt Zoe ein Aufladekabel in der Hand.

»Ja, das sollte passen«, meinte sie. »Gib mal dein Handy.«

Er reichte es ihr, und kurz darauf hing es am Stecker, dann gingen sie hinaus auf den Balkon. Falk hätte viel für kühle Luft gegeben, doch stattdessen trat er in die schwüle

Hitze, die Frankfurt bereits seit über einer Woche fest im Griff hatte. Nicht einmal nachts fielen die Temperaturen unter die Zwanzig-Grad-Marke.

Zoe gab ihm Feuer, bevor sie ihre eigene Zigarette anzündete. »Also, wie bist du um diese Uhrzeit hier hereingekommen?«, fragte sie und stieß die Luft durch die Nase aus.

»Eines der Kellerfenster war gekippt«, erklärte Falk, während er seinen Blick über den Huthpark wandern ließ, der sich an das Seniorenheim anschloss. »Am Griff ist zwar ein Schloss, was aber nichts bringt, solange man es nicht benutzt. Ihr solltet mehr auf die Sicherheit achten. Beim nächsten Mal überrascht dich vielleicht nicht nur ein Polizist. Bist du allein auf der Station?«

Zoe schüttelte den Kopf. »Wir sind zu zweit. Theresa ist gerade auf ihrer Runde durch die Zimmer. Ich habe die Medikation übernommen. Und die Einbrecher.« Sie grinste.

Verlegen fuhr Falk sich durch die Haare, als aus dem Dienstzimmer Warntöne von seinem Handy zu ihnen drangen. Er zählte sechs Benachrichtigungen. Offenbar versuchte jemand, ihn dringend zu erreichen.

Als er sich noch Gedanken darüber machte, was passiert sein könnte, fing das Telefon zu läuten an.

»Shit, warte kurz, ich bin gleich wieder da«, sagte er zu Zoe und legte die Zigarette in den Aschenbecher. Im Dienstzimmer griff er nach dem Handy und schaute auf das Display.

Koruhn ruft an.

Wenn sein Chef ihn um diese Uhrzeit zu erreichen versuchte, war es etwas Ernstes.

»Ja?«, fragte Falk anstelle einer Begrüßung.

»Fahren Sie sofort in den Stadtwald«, sagte Koruhn, der Leiter der Abteilung 4 beim LKA, die für Fälle schwerer und organisierter Kriminalität zuständig war. Wie immer hielt Koruhn nichts von langen Vorreden. »Wir haben ein totes Mädchen. Sie ist Inderin, gerade achtzehn und übel zugerichtet.«

Kapitel 3

Zoe parkte den Wagen mitten auf dem Waldweg, beugte sich zum Radio und schaltete es aus. Die harten Gitarrenriffs verstummten.

Endlich. Falk war Zoe dankbar, dass sie ihn gefahren hatte, doch ihr grauenhafter Musikgeschmack hatte nicht gerade dazu beigetragen, seinen desolaten Zustand zu verbessern.

»Danke fürs Mitnehmen, du hast was gut bei mir«, sagte er. Mühsam faltete er seinen knapp eins neunzig großen Körper aus dem schwarzen Fiat Punto, der so alt war, dass ihn wahrscheinlich nur noch die Aufkleber zusammenhielten, mit denen Zoe ihn *verschönert* hatte. Neben dem Sticker von *Metallica* und anderen Metalbands, deren Namen Falk nichts sagten, zierte ein vergilbter *Ich-bremse-auch-für-Männer*-Aufkleber das schrottreife Gefährt.

»Vielleicht können wir mal einen Kaffee trinken gehen?«, fragte Zoe.

Falk beugte sich herunter und spähte durch die offene Beifahrertür.

In normaler Straßenkleidung – Zoe hatte den Kittel durch ein *Ramones*-T-Shirt und einen knappen schwarzen Rock ersetzt – sah sie unkonventionell, aber verdammt gut aus.

Eine Einladung.

Gemeinsam einen Kaffee trinken gehen.

Er spürte, wie seine Mundwinkel zuckten und sich nach oben ziehen wollten, doch er vertrieb das Grinsen. Die Pflegerin seines Vaters wollte nur nett sein, das war keine große Sache.

Schon während der Fahrt hatte er sich dabei ertappt, dass er sie anstarrte. Um sich abzulenken, hatte er versucht,

seine Tochter zu erreichen. Vier der sechs eingegangenen Nachrichten stammten von ihr, doch was immer Mia am Freitagabend gewollt hatte, inzwischen schien es nicht mehr dringlich zu sein, denn sie ging weder an ihr Telefon, noch reagierte sie auf die SMS, die er ihr geschickt hatte.

Typisch Teenager, dachte Falk. Wenn ihnen etwas unter den Nägeln brannte, war immer alles *superwichtig* und musste *megaschnell* erledigt werden. Doch stand man als Vater einmal nicht Gewehr bei Fuß, verloren sie das Interesse und wandten sich dem nächsten *superwichtigen* Problem zu.

»Kaffee trinken gehen?«, fragte Zoe noch einmal und riss Falk aus den Gedanken.

Er rieb sich über die Bartstoppeln an seinem Kinn. »Klar«, antwortete er möglichst unbeteiligt. »Meine Handynummer ist als Notfallnummer bei meinem Vater hinterlegt. Ruf einfach an, wenn du Lust hast.«

Noch bevor die Beifahrertür ins Schloss gefallen war, wusste er, dass sie nicht anrufen würde. Und an ihrem Gesichtsausdruck erkannte er, dass sie wusste, dass er es wusste.

Falk machte einen Schritt vom Wagen weg. Kurz tippte Zoe auf die Hupe, dann wendete sie den Punto, und wenig später fuhr sie den unbefestigten Waldweg mit einem solchen Tempo zurück, dass sie Staub aufwirbelte.

In der Hoffnung, nicht so ramponiert auszusehen, wie er sich fühlte, strich Falk sich durch die Haare, während er auf die Polizeiwagen zulief. Zuckendes Blaulicht durchschnitt die Morgendämmerung. Durch die Tropfen, die Zoe ihm gegeben hatte, waren seine Kopfschmerzen zu einem dumpfen Pochen zusammengeschmolzen, trotzdem wäre er lieber erst einmal in sein Apartment gefahren, um zu duschen und einen Liter Kaffee in sich hineinzuschütten. Doch unter den gegebenen Umständen war das illusorisch, schließlich hatte ihn der Bär, wie sein Chef Dietmar Koruhn wegen seiner Leibesfülle, des Vollbarts und der tapsigen Art genannt wurde, höchstpersönlich in den Stadtwald beordert.

Details zum Tathergang hatte er ihm am Telefon keine nennen können. Bekannt sei nur, dass die tote Frau in den frühen Morgenstunden vom Hund eines Joggers entdeckt wurde. Daraufhin seien die Frankfurter Kollegen vom K10 hinausgefahren, doch der Zustand der Leiche habe sie veranlasst, die Profiler des LKA um Unterstützung zu bitten.

»Es sieht schlimm aus. Machen Sie sich auf einiges gefasst«, hatte Koruhn gesagt. »Aber vergessen Sie nicht, dass wir nur beratend tätig sind. Das K10 leitet den Einsatz, keine Alleingänge, Bachmann.«

Zwei Polizisten in Uniform standen hinter dem rot-weißen Flatterband, mit dem ein Teil des Waldwegs und der Zugang zu dem kleinen See abgesperrt war. Eine Entenfamilie schwamm in der Mitte des Wassers, das durch die warmen Temperaturen der letzten Wochen mit einem Algenteppich überzogen war, und beobachtete das Treiben an der Uferböschung. Scheinwerfer tauchten den Tatort in gleißend helles Licht, das von den weißen Overalls der Kollegen von der Spurensicherung reflektiert wurde.

»Sie können hier nicht durch. Bitte gehen Sie weiter«, sagte einer der Polizisten, ein junger Kerl, der noch grün hinter den Ohren war. Sein Blick glitt von Falks verkatertem Gesicht über das graue T-Shirt, das schon am Freitag in die Wäsche gemusst hätte, hinunter zu den fleckigen Schuhen.

Während Falk seinen Dienstausweis suchte, fragte er sich, wie und wann er es am Wochenende geschafft hatte, die neuen Lederschuhe zu ruinieren, die er sich bei der Shoppingtour mit seiner Tochter von der findigen Verkäuferin hatte aufschwätzen lassen.

»LKA«, sagte er und zeigte dem Jungen die scheckkartengroße Plastikkarte. »Kann einer von Ihnen mich zum Einsatzleiter bringen?«

Der zweite Polizist, ein beliebter Mann mit gewaltigem Schnauzbart und dunklen Rändern unter den Achseln seines Hemdes, hob das Absperrband an und nickte in Richtung der etwa einhundert Meter entfernten

Uferböschung. »Noch mehr LKA, so so. Zwei Ihrer Kollegen sind bereits vor einer halben Stunde eingetroffen.« Sein Atem ging schwer; offenbar machte ihm das Wetter zu schaffen, obwohl es um diese Zeit im Wald noch recht erträglich war. »Hauptkommissar Höldtke leitet die Ermittlungen. Sie finden ihn gleich da vorn.«

Schlagartig sank Falks Laune, um die es ohnehin nicht zum Besten bestellt war. Nach einem durchzechten Wochenende ausgerechnet Höldtke, dieses Arschloch, als Einsatzleiter vor die Nase gesetzt zu bekommen, war so ziemlich das Letzte, was er gebrauchen konnte.

Falk machte sich nicht die Mühe, sich ein Danke abzurufen, schlüpfte unter dem Absperrband hindurch und folgte dem Pfad hinunter zum See. In diesem Teil des Stadtwalds fanden die Bäume, die sich bis dicht ans Ufer drängten, offenbar noch genügend Wasser, denn das Laub war kräftig grün. Anderenorts warfen die Bäume wegen der Trockenheit bereits die Blätter ab, wie Falk aus den Nachrichten wusste. Seit Wochen wurde vor möglichen Waldbränden gewarnt, doch da Falk nicht zu den Menschen gehörte, die freiwillig durch die Botanik stampften, tangierte es ihn nicht. Er würde nicht so weit gehen, zu behaupten, er hasse die Natur, aber er verstand den Hype nicht, den Großstädter darum veranstalteten. Die Seele in der Ruhe des Waldes baumeln zu lassen, bedeutete doch nichts anderes, als von Mücken aufgefressen zu werden, fitnesssüchtigen Joggern auszuweichen oder sich vor halbsbrecherisch um die Kurve rasenden Mountainbikern in Sicherheit zu bringen. Und setzte man sich kurz ins Gras, krabbelte einem Viehzeug in die Hose. Nein, dann doch lieber auf einem Stuhl vor einem Café am Main sitzen und sich zum Kaffee einen Cognac gönnen.

»Na endlich, wo bleibst du denn?«, hörte er seine Kollegin Dr. Juliane Klawitter rufen. Sie winkte ihm vom Seeufer aus zu, wo Männer von der Kriminaltechnik damit beschäftigt waren, die Umgebung nach Spuren abzusuchen. Während die stämmige Polizeipsychologin auf

Falk zueilte, wippten ihre Brüste wie kampfbereite Fäuste unter einem Top und einer leichten Jacke.

Offenbar hatte Koruhn sie aus dem Bett geklingelt, denn ihre braunen Haare sahen noch zerzauster aus als ohnehin schon. Seit einigen Wochen ließ sie sich die Haare wachsen, wodurch sie eine frappierende Ähnlichkeit mit einem Wischmopp aufwies.

»Dir auch einen guten Morgen«, begrüßte Falk sie mürrisch. »Hat der Bär dich also ebenfalls hierher bestellt. Was haben wir?«

Mit zwei Schritten war sie bei ihm, wobei sie sichtlich darauf achtete, mit ihren hochhackigen Schuhen, die für einen Ausflug in den Wald denkbar ungeeignet waren, nicht an einer Wurzel hängen zu bleiben. Sie schnupperte an ihm.

»Halt mir bitte keinen Vortrag«, sagte Falk und breitete die Arme aus. »Ich bin erwachsen und du nicht meine Mutter.«

»Ich bin Ende dreißig, allein rein rechnerisch könnte ich gar nicht deine Mutter sein«, konterte sie. Umständlich kramte sie in ihrer Umhängetasche und holte ein Päckchen Kaugummi hervor. »Nimm das, du stinkst wie eine Kneipe.«

Widerwillig nahm Falk einen Kaugummi und versuchte, damit klarzukommen.

»Seit wann trinkst du wieder?«, fragte Juliane leise.

»Keinen Vortrag, schon vergessen? Also, was haben wir?«

Noch bevor Juliane antworten konnte, trat ein junger Mann mit kurzen blonden Haaren und Dreitagebart auf sie zu. Er konnte nicht viel älter als der Jungspund an der Absperrung sein, doch im Gegensatz zu diesem trug er keine Uniform. Trotz der frühen Uhrzeit wirkte er ausgeschlafen. Und widerlich gutaussehend, woran selbst die Verwachsung am rechten Ohr nichts änderte.

»Wir haben eine Leiche, weiblich, achtzehn Jahre«, beantwortete der Beamte die Frage, die Falk an die Psychologin gerichtet hatte. »Sie weist Spuren von Misshandlungen auf und ...« Abrupt stockte sein

Redefluss, dann hielt er Falk die Hand hin. Gut sichtbare Muskelstränge zogen sich unter der Haut den Unterarm entlang und verschwanden in den aufgekrempelten Ärmeln seines Hemdes. Der Typ war fit, eindeutig ein Sportler. Sofort dachte Falk daran, dass auch er einmal so sportlich gewesen war.

»Kriminaloberkommissar Jan Hartwick«, stellte der Schönling sich vor, nachdem Falk eingeschlagen hatte.

Der Name sagte ihm nichts, obwohl die blauen Augen ihn erwartungsvoll ansahen.

»Welchen Gürtel haben Sie?«, fragte Falk anstelle einer Begrüßung.

Irritiert hoben sich die Brauen des jungen Polizeibeamten, worauf Falk auf dessen Ohr zeigte.

»Solche Verletzungen sind typisch für Ringer, Boxer und Judokas. Für einen Ringer sind Sie zu schmal gebaut, und da Ihre Nase keine Brüche aufweist, fällt auch das Boxen weg. Bleibt nur Judo. Also, welcher Grad?«

Ein verlegenes Lächeln, das eine Spur Stolz nicht verbergen konnte, legte sich auf die Lippen des jungen Kommissars. »Meisterklasse, sechster Dan.«

»Rot-weißer Gürtel. Ich bin beeindruckt«, entgegnete Falk gönnerhaft. »Aber jetzt muss ich mich um einen Mordfall kümmern. Ach, Sie können mir einen Becher Kaffee bringen, schwarz; ich habe noch nicht gefrühstückt. Sie finden mich bei Ihrem Chef.«

Das Gesicht des jungen Kommissars verfinsterte sich, was Falk geflissentlich ignorierte, während er an ihm vorbeiging. Doch weit kam er nicht. Eine Hand legte sich um seinen Arm.

Juliane hielt ihn fest. Um in sein Ohr sprechen zu können, musste die höchstens eins fünfundsechzig große Psychologin sich trotz ihrer hohen Schuhe auf die Zehenspitzen stellen. »Du bist sein Chef«, sagte sie, auf den Schönling deutend. »Das ist Kriminaloberkommissar Jan Hartwick, dein neuer Partner.«